

Aspekte der "Lebendigkeit" des Idioms

Autor(en): **Burger, Harald**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Beiträge zur nordischen Philologie**

Band (Jahr): **37 (2004)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-858194>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HARALD BURGER, ZÜRICH

Aspekte der ‘Lebendigkeit’ des Idioms

1. Problemstellung

Ich habe mich verschiedentlich, z.T. zusammen mit Annelies Häcki Buhofer, unter ganz verschiedenen Aspekten mit dem Problem der Lebendigkeit des Idioms befasst (Burger 1996 a und b, 1998, 1999 a und b, 2002, Häcki Buhofer / Burger 1992 und 1994). Neuerdings hat Annelies Häcki Buhofer (2003) das Problem aus psycholinguistischer Sicht wieder thematisiert. In diesem Beitrag möchte ich den Versuch machen zu zeigen, dass und wie die verschiedenen Aspekte miteinander zusammenhängen.

Idiome gelten als der Kernbereich der Phraseologie, da sie die hauptsächlich phrasologischen Kriterien auf sich vereinen, nämlich die Polylexikalität, die sog. ‘übertragene’ Bedeutung oder semantische ‘Transformiertheit’ (der semantische Aspekt von ‘Idiomatizität’) und die Festigkeit (vgl. Burger 2003:11ff.).

Um zu sehen, was mit der Frage nach der ‘Lebendigkeit’ des Idioms gemeint sein kann, sei hier zunächst auf den semantischen Aspekt eingegangen, der beim Idiom in Kombination mit dem Aspekt der Festigkeit die folgende Ausprägung hat: In semantischer Hinsicht ist gemeint, dass einer Wortverbindung als ganzer eine invariante Bedeutung zugeordnet ist, die nicht aus der Bedeutung der Komponenten ableitbar ist, bzw. nicht aus der Bedeutung der wörtlich verstandenen homonymen Wortverbindung ableitbar ist. Die Bedeutung von *jmdm. einen Korb geben* ist ‘jmds. Heiratsantrag ablehnen; jmdn. abweisen’, und diese Bedeutung ist weder aus den Bedeutungen der Komponenten *Korb* und *geben* noch aus der wörtlichen Bedeutung ‘jmdm. einen Korb geben’ auf irgendeine Weise synchron ableitbar. So gesehen ist die Bedeutung der Wortverbindung ‘arbiträr’ im Sinne de Saussures, genau wie die Bedeutung eines einfachen Wortes. Damit kommt auch schon die in der linguistischen Wissenschaftsgeschichte sehr alte Redeweise vom ‘toten’ und ‘lebendigen’ Sprachzeichen ins Spiel, wobei es uns hier nur um die Zeichenverbindungen geht. Während man es zeichentheoretisch für selbstverständlich hält, dass einfache Wörter semantisch ‘undurchsichtig’ sind, dass der Signifikant nicht durch das Signifikat ‘motiviert’ ist, wird gerade das für Wortverbindungen als eine Abweichung vom Normalfall gesehen. Normalerweise kommt bei Wortverbindungen

eben die Bedeutung aus der Bedeutung der einzelnen Elemente auf reguläre Weise (d.h. unter Anwendung der syntaktischen und semantischen Regeln) zustande – und insofern ist eine normale Wortverbindung ‘lebendig’. Bei einer ‘toten’ Verbindung hingegen käme die Bedeutung eben nicht auf solche reguläre Weise und nicht auf dem Weg über die Komponenten zustande. Statt ‘tot’ wird in der angelsächsischen Forschung auch der Terminus ‘frozen’ verwendet (z.B. bereits Fraser 1970), im Französischen der Terminus ‘figé’ (vgl. z.B. Mejri 1997). Man spricht eher von ‘tot’, wenn man die semantischen Aspekte meint, von ‘gefroren’ oder ‘erstarrt’, wenn es um die morphosyntaktischen Aspekte geht.

Zur Festigkeit von Idiomen gehören neben den semantischen auch lexikalische, morphologische und syntaktische Eigenschaften, die hier nur kurz angesprochen werden können (Genauerer dazu in Burger 2003:20ff. und Fleischer 1997:36ff.):

- Bestimmte Wörter kommen nur innerhalb von Idiomen vor, z.B. *Maulaffen* in *Maulaffen feilhalten*.
- Die Komponenten der meisten Idiome können nicht durch Synonyme bzw. ein benachbartes Element des gleichen semantischen Feldes ersetzt werden, ohne dass die idiomatische Bedeutung verloren geht. So würde *jmdm. einen Eimer geben* primär wörtlich verstanden.
- Manche morphologischen und syntaktischen Veränderungen, die mit Wörtern und Konstruktionen sonst vorgenommen werden können, sind bei Idiomen nicht überall durchführbar (dies wird seit den Frühzeiten der generativen Grammatik als ‘transformationelle Restriktionen’ bezeichnet):
z.B. *die Flinte, die er ins Korn warf* – die Herausstellung des Objekts *Flinte* aus der Verbalphrase zerstört die idiomatische Bedeutung.
- Manche Idiome weisen morphosyntaktische Phänomene auf, die im heutigen Deutsch nicht mehr üblich sind, z.B.
auf gut Glück ‘ohne die Gewissheit eines Erfolges’¹ – unflektiertes attributives Adjektiv
in (des) Teufels Küche kommen ‘grosse Unannehmlichkeiten bekommen’ – vorangestelltes Genitivattribut
nicht viel Federlesen[s] [mit jmdm., mit etw.] machen ‘[mit jmdm., etw.] energisch verfahren, ohne grosse Umstände zu machen oder Rücksichten zu nehmen’ [und andere Ausdrücke mit *Federlesens*]² – Genitiv abhängig von *viel*

Man kann in den Fällen, bei denen es sich um einen Reflex älterer Sprachverhältnisse handelt, sagen, das Idiom sei in der älteren Form ‘eingefroren’.

¹ Bedeutungsangaben nach *Duden* 11.

² „Die Wendungen meinen eigentlich das beflissene Wegklauben angeflogener Federn von der Kleidung höher gestellter Personen.“ (*Duden* 11)

Dobrovol'skij (1997) hat die strukturellen (und teilweise auch pragmatischen) Merkmale der Gefrorenheit systematisiert und daraus das Konzept eines 'prototypischen Idioms' abgeleitet. Nach seiner Auffassung ist ein prototypisches Idiom dasjenige, das alle denkbaren Idiosynkrasien auf allen in Betracht kommenden Ebenen der Sprache aufweist. Dazu gehört z.B. (ohne dass ich die Begriffe hier im einzelnen erläutern kann): Non-Kompositionalität der Gesamtbedeutung (*jmdm. einen Korb geben* im Gegensatz zu *aus der Mücke einen Elefanten machen*, wo *Mücke*, *Elefant*, aus *X Y machen* als Komponenten am Zustandekommen der Gesamtbedeutung beteiligt sind), Allomorphie (im Gegensatz zu Isomorphie) zwischen der formalen und der semantischen Struktur, semantische Simplizität (gegenüber Komplexität), syntaktische Undurchlässigkeit (keine 'Permeabilität', d.h. es können keine idiom-externen Elemente in das Idiom eingefügt werden), Fixiertheit (gegenüber Variabilität) des Konstituentenbestandes, konnotativ-pragmatische Markiertheit (gegenüber Neutralität), Defektivität des Paradigmas (z.B. eine nominale Komponente kann nur im Singular oder nur im Plural gebraucht werden), Fehlen einer literalen Lesart.³ Ob die Kategorie der 'Prototypikalität' sinnvoll auf Idiome anwendbar ist, darüber kann man streiten. Eindeutig scheint mir hingegen, dass das prototypische Idiom im Sinne Dobrovol'skij's das Gegenstück zu einem Idiom ist, das in struktureller Hinsicht als besonders 'lebendig' gelten könnte. Darauf komme ich zurück.

Von einer ganz anderen Seite hat die metaphorische Redeweise vom 'lebendigen' vs. 'toten' Idiom Konjunktur erhalten: durch die sog. kognitive Metaphern-Theorie, wie sie vor allem von Lakoff entwickelt und vielen anderen weitergeführt wurde.

Lakoff faßt Metaphern als ein konzeptuelles, nicht primär sprachliches Phänomen auf. Ein metaphorischer Ausdruck („metaphorical expression“) ist, als linguistisches Phänomen, nur die Oberflächenrealisierung („surface realization“) konzeptueller Prozesse. Er versteht die Metapher als eine Abbildung (mapping) von einem Herkunftsbereich (source domain) auf einen Zielbereich (target domain). Die Bereiche / Domänen sind dabei konzeptuelle Bereiche.

Der größte Teil der Metaphern – sowohl im Alltag als in der Literatur, ebenso konventionelle wie neu gebildete – lässt sich nach dieser Auffassung in das konzeptuelle System von Mappings einfügen.

Wie passen nun die Idiome hier hinein? Nach Lakoff werden in der Fachliteratur über konventionelle Metaphern vielfach Idiome als Beispiele oder Belege beigezogen. „On classical views, idioms have arbitrary meanings, but within cognitive linguistics, the possibility exists that they are not arbitrary, but rather motivated.

³ In der Forschungstradition wird das Vorhandensein zweier potentieller Lesarten gerade als besonders typisches Merkmal der Idiomatizität angesehen. In seinem Gedankengang konsequent betrachtet jedoch Dobrovol'skij gerade das Fehlen einer literalen Lesart als besonders idiom-typisch, weil besonders irregulär. Hier ergibt sich allerdings ein schwer auflösbarer Zirkel: Für normale, nicht-phraseologische Wortverbindungen ist es ja gerade typisch, dass sie nur eine Lesart haben. Wieso sollte das gleiche Phänomen also bei Idiomem besonders irregulär sein?

That is, they do not arise automatically by productive rules, but they fit one or more patterns present in the conceptual system.“ (Lakoff 1993:211)

Das Metaphern-System ist ein hochstrukturiertes, fixiertes System, „a system anything but ‘dead’. Because it is conventional, it is used constantly and automatically, with neither effort nor awareness“ (ebd.:227f.). Und das soll nun auch für einen grossen Teil der Idiome gelten.

Im Anschluss an diese Konzeption stellt Gibbs (1994) die präzise auf die Idiome gerichtete Frage: *Why idioms are not dead metaphors*. Die Antwort ist etwas vorsichtiger, als die Frage vermuten läßt: „There are plenty of conventional metaphors (und damit meint er idiomatische Ausdrücke) that are alive“ (Gibbs 1994:60). Auf die Diskussion, die seither in der kognitiven Linguistik und der Psycholinguistik weitergeführt wurde, komme ich ebenfalls zurück.

2. Ein integriertes Konzept von ‘Lebendigkeit’ des Idioms

Ich möchte nun den Blick umkehren und fragen: In welcher Hinsicht und unter welchen Umständen können Idiome als ‘lebendig’ gelten? Als tentative Antwort lässt sich formulieren: Wenn sie in struktureller und semantischer Hinsicht die Balance halten zwischen einer freien Wortverbindung und einer völlig phraseologisierten Verbindung (die alle die oben genannten Festigkeitsmerkmale aufweist) und wenn sie in soziolinguistischer Hinsicht als ‘gebräuchlich’ gelten können.

Dabei ist ‘Lebendigkeit’ – wie die meisten grundlegenden Begriffe der Phraseologie – ein ‘mehr oder weniger’ -Konzept mit unscharfen Rändern.

Ein Idiom ist als synchron in hohem Maß ‘lebendig’ zu betrachten, wenn es mehrere der folgenden Bedingungen erfüllt:

- (1) Morphosyntaktisch ist es nicht stark restringiert.
- (2) Es ist nach einem Modell gebildet oder wirkt selbst modellbildend.
- (3) Es ist für Muttersprachler leicht ‘motivierbar’ bzw. semantisch ‘anschliessbar’.
- (4) In Texten oder bei Befragungen zeigt es ein Spektrum von Variation.
- (5) Es wird von Sprecherinnen / Sprechern als bekannt und gebräuchlich eingestuft.

Dabei gehe ich von den strukturellen Aspekten zu psycho- und soziolinguistischen über, ohne zunächst die Frage der relativen Gewichtung zu stellen.

Zu den Punkten im einzelnen:

2.1. Morphosyntaktisch ist das Idiom nicht stark restringiert.

Ein Idiom wie *Öl ins Feuer giessen* ‘einen Streit noch verschärfen, jmds. Erregung verstärken’ verhält sich in morphosyntaktischer Hinsicht wie die homonyme Wortverbindung mit der wörtlichen Bedeutung (faktisch) ‘Öl ins Feuer giessen’. Man kann das Verb in allen Personen, Tempora, Modi verwenden. Das Passiv ist nicht

unmöglich, Negation ist möglich usw. Im Gegensatz etwa zu einem verbalen Idiom wie *einen Narren an jmdn., etw. gefressen haben* 'jmdn., etw. übertrieben, lächerlich gern haben', das auf das Perfekt beschränkt ist.

2.2. Das Idiom ist nach einem Modell gebildet oder wirkt selbst modellbildend.

Hierher gehören die in der Phraseologieforschung als 'Modellbildungen' bezeichneten Konstruktionen vom Typ *Glas um Glas*. Hier hat die Konstruktion 'X um X' die idiomatische Bedeutung 'ein X nach dem anderen', und die Leerstellen können mit nahezu beliebigen Substantiven ausgefüllt werden, sofern sie die semantische Bedingung erfüllen, dass man die entsprechenden Objekte 'eines nach dem anderen' x-en kann. Jackendoff (1997:174) verweist fürs Englische ebenfalls auf Konstruktionen wie *day by day*, die im Rahmen einer „Construction Grammar“ (Fillmore / Kay / O'Connor 1988) Beachtung gefunden haben. Bei Modellbildungen dieser Art befinden wir uns auf der Grenze zwischen Phraseologie und Syntax (in Jackendoffs Terminologie: „the boundary between 'lexicon' and 'rule of grammar' begins to blur“, ebd.).

Androutsopoulos (1998:252ff.) gibt Beispiele für „phraseologische Konstruktionsmuster“ in der Jugendsprache, wie *das ist (bzw. ich find's) zum INF (... zum Arsch abwischen)*, ein Muster, das bereits in der Standardsprache vorhanden und produktiv ist (... *zum Heulen, ... zum Totlachen* usw.), aber in der Jugendsprache neue Varianten aufweist. Ähnlich verhält es sich mit dem syntaktischen Muster X, *dass Y*, bei dem der *dass*-Satz bewertende oder intensivierende Funktion hat (*rumknüppeln, daß die Nase tropft*). Auch hier gibt es bereits standardsprachliche Vorbilder (... *dass sich die Balken biegen; ..., dass die Wände wackeln*), doch scheint das Muster in der Jugendsprache besondere Produktivität gewonnen zu haben.

Das folgende Beispiel aus Zifonun / Hoffmann / Strecker (1997)⁴ zeigt ein ähnliches Grenzphänomen, ist aber in seiner Struktur wohl komplizierter: Unter dem Titel „Transitivierungskonstruktionen mit Prädikativen“ (Bd. 2:1114ff.) werden Formulierungen wie die folgenden aufgeführt:

- a) Pavarotti treibt das Publikum aus dem Saal.
- b) Pavarotti singt das Publikum aus dem Saal.

Satz a) ist eine unauffällige Konstruktion, der ähnlich aussehende Satz b) hingegen weist die Auffälligkeit auf, dass *singen* transitiv verwendet wird. Solche „Transitivierungskonstruktionen“ unterliegen einer Reihe von syntaktischen und semantischen Beschränkungen (z.B. Kompatibilität zwischen dem Prädikativkomplement und seiner Bezugskonstituente), aber: „Die Transitivierungsstruktur ist aber doch insoweit produktiv, als sich hier regelrechte Reihen bilden, die teilweise der Idiomatisierung unterliegen.“ (ebd.:1115)

⁴ Den Hinweis auf dieses Phänomen verdanke ich Irma Hyvärinen, Helsinki.

Als Beispiel für eine solche Konstruktion wird die folgende gegeben:

‘A übertrifft B durch x-en’

A	trinkt	B	unter den Tisch
	spielt		an die Wand
	singt		in Grund und Boden
	redet		
	diskutiert		

Unklar bleibt bei der Formulierung von Zifonun / Hoffmann / Strecker, was denn hier genau „der Idiomatisierung unterliege“. Die durch die Spaltenanordnung suggerierte Kombinationsfreiheit ist offensichtlich nicht gegeben. Es gibt zwar das Idiom *jmdn. unter den Tisch trinken* (‘mehr Alkohol vertragen als jmd. mit dem man trinkt’), aber nicht: *jmdn. an die Wand trinken*, es gibt *jmdn. an die Wand spielen* (‘1. jmds. Einfluss [durch geschicktes Vorgehen] ausschalten, 2. jmdn. [bes. einen Sportler, Schauspieler o. Ä.] durch gutes Spiel deutlich übertreffen’), aber nicht *jmdn. unter den Tisch spielen*. Der erste Fall erklärt sich wohl durch die transparente Metaphorik, beim zweiten fällt eine semantische Begründung schwerer. Bei *in Grund und Boden* ist die Lage unübersichtlich. Duden 11 führt *in Grund und Boden* als eigenes Lemma an, mit den Bedeutungen „1. bis jmd., etw. ruiniert, vernichtet, geschlagen ist“, „2. völlig, ganz und gar, sehr“. Bei 1 legt die Bedeutungsangabe nahe, dass Verben in Frage kommen, die eine Handlung mit dem Resultat *ruiniert* etc. bezeichnen, bei 2 scheint die Besetzung des Verbs völlig frei zu sein. Unter 1 erscheinen in den Beispielen und Belegen die Verben *spielen*, *wirtschaften* und *reden*, die eine gewisse Präferenz aufzuweisen scheinen.

Es ist schwierig, diese Befunde zu deuten. Die Transitivitytendenz gibt es offenbar ausserhalb der Idiomatik, ist aber auch in Idiomen belegt. Hier wäre es nun unter diachroner Perspektive interessant zu wissen, ob, ausgehend von einem bestimmten Idiom, eine zunehmende Grammatikalisierung der Konstruktion stattgefunden hat, oder ob eine ausserhalb der Idiomatik wirksame Transitivitytendenz sich in einigen Idiomen verfestigt hat.

2.3. Das Idiom ist für Muttersprachler leicht ‘motivierbar’ bzw. semantisch ‘anschliessbar’.

Hier sind verschiedene Aspekte zu unterscheiden, die von unterschiedlicher Reichweite sind:

(a) Als Minimalbedingung für semantische Lebendigkeit könnte man formulieren, dass das Idiom für die Muttersprachler semantisch ‘motivierbar’ sein muss. Das kann sich zunächst auf ein einzelnes Idiom beziehen. Z.B. ist *Öl ins Feuer giessen* motivierbar, insofern man die Metaphorisierung nachvollziehen kann (obwohl man das sicherlich nicht in jedem Gebrauchsfall tut). Dem steht ein nahezu antonymes Idiom *Öl auf die Wogen giessen* ‘vermittelnd, ausgleichend, besänftigend [in eine

Auseinandersetzung] eingreifen' gegenüber, dessen Metaphorik weniger leicht nachvollziehbar ist. (Erklärung nach Duden 11: „Die Wendung bezieht sich darauf, daß die Wellen des Meeres bei stürmischer See durch daraufgegossenes Öl geglättet werden können.“) Gänzlich undurchsichtig (opak) und insofern kein guter Kandidat für Lebendigkeit ist *jmdm. einen Korb geben*.

Als ein metalinguistisches Indiz für die semantische Lebendigkeit des Idioms kann diejenige Art von modifizierter, d.h. intentional abgewandelter Verwendung gelten, bei der idiomatische und wörtliche Bedeutung gleichzeitig aktiviert werden müssen. Hier muss man ja annehmen, dass der Textverfasser überzeugt ist, die Leser seien in der Lage, das Idiom zu 'motivieren'.

Lassen Sie Dampf ab.

(Bilder von Dampfbügeleisen mit Text-Informationen)

Klar kochen alle nur mit Wasser. Aber bevor Sie Ihren Hemden an den Kragen gehen, sollten Sie sich die Wahl Ihres Bügeleisens auf jeden Fall noch einmal gründlich überlegen. Das ist nämlich ein heisses Eisen. Und bei einem Fehlentscheid werden Sie mehr auszubügeln haben, als Ihnen lieb ist. Aus diesem Grund möchten wir Ihnen den Kauf eines Bügeleisens von MIO-STAR wärmstens ans Herz legen. [...]

Hier geht es im wörtlichen Sinn um Wasser, Eisen, Kragen, Dampf, zugleich werden aber die Idiome *hier wird auch nur mit Wasser gekocht* ('hier geht es auch nicht anders zu als überall, werden auch keine Wunder vollbracht'), *ein heißes Eisen* ('eine heikle, bedenkliche Sache'), *jmdm. an den Kragen wollen* ('jmdn. verprügeln, jmdm. Schaden zufügen wollen', in der Variante *gehen*) aktiviert. Offensichtlich hat der Texter nach Idiomem gesucht, die mit dem beworbenen Gegenstand und dessen realen Umfeld zu tun haben, und aus diesen Idiomem dann einen Text konstruiert, der sowohl auf der idiomatischen als auch auf der wörtlichen Ebene (mindestens einigermaßen) kohärent ist.

Die *rote Karte* im nächsten Beispiel ist zwar durch den kulturellen Kontext 'Fussball' motiviert, doch die wörtliche *rote Karte* des Schiedsrichters hat gar nichts zu tun mit der roten Karte von Shell, ausser dass es sich in beiden Fällen um Karten mit der Farbe rot handelt, wobei aber die Shell-Karte noch einen Aufdruck hat.

Zeigen Sie dem Winter die rote Karte [Man sieht eine rote Karte mit Aufdruck: -22° C – Qualitäts-Garantie – Dieselshell plus. Kommentar dazu:] Dieselshell plus ist voll wintertauglich bis -22° Celsius. Und dafür garantieren wir. Schriftlich. An Ihrer Shell Station liegt eine rote Karte für Sie bereit. Damit Sie und Ihr Diesel ohne Kälteschock durch den Winter kommen. (TV-Spot)

Der Verfasser dieses Textes traut seinen Rezipienten noch mehr zu als der des vorangehenden Beispiels. Er verlässt sich auf die Motivierbarkeit des Idioms, bezieht aber gleichzeitig die wörtliche Bedeutung auf einen Gegenstand, der gar nichts zu tun hat mit demjenigen im Fussball-Kontext, sondern nur zufällig (oder absichtlich?) ähnlich aussieht.

In solchen Fällen elaborierter Modifikationsverfahren handelt es sich um 'unterstellte' Lebendigkeit, insofern nicht garantiert ist, dass für die Rezipienten das Idiom in der gleichen Weise lebendig ist, wie es die Texte für selbstverständlich halten. Erste empirische Resultate legen in dieser Hinsicht eine äusserst skeptische Beurteilung nahe (vgl. Hemmi 1994).

(b) Einer höheren Stufe der Lebendigkeit sind Idiome zuzuweisen, deren metaphorischer Ausgangsbereich einer aktuellen kulturellen Praxis entstammt, wie z.B. dem Sport. So ist die Motivierung des Phraseologismus *jmdm. die rote Karte zeigen* dadurch garantiert, dass wohl den meisten Sprechern des Deutschen die wörtliche *rote Karte* mit ihrer symbolischen Bedeutung im Kontext des Fußballs geläufig ist. Die Lebendigkeit solcher Ausdrücke würde ich im Vergleich zu (a) als höher einstufen, weil es sich nicht um einen singulären Bildspender handelt, sondern potentiell um ein ganzes Bildspenderfeld (eine breite Ausgangsdomäne).

(c) In einem komplementären Sinne semantisch lebendig ist das Idiom dann, wenn es an Metaphernfelder 'anschliessbar' ist, deren Bildempfängerbereich (Zielbereich) besonders aktiv ist, d.h. in aktuellen Diskursen eine wichtige Rolle spielt. Beispielsweise erzeugt der gegenwärtig virulente Diskurs um die Kosten im Gesundheitswesen eine Fülle von Metaphorik, und innerhalb dieses Diskurses hat etwa die *bittere Pille* ihren Ort, oder auch ein metaphorisch verwendetes Kompositum wie *Trostpflaster* (vgl. Burger im Druck). Das können konzeptuelle Metaphern (im Sinne von Lakoff, s.u.) sein wie OBEN IST GUT, UNTEN IST SCHLECHT, aber viel häufiger sind eher kleinräumige, historisch und kulturell bedingte Metaphern.

(d) In psycholinguistischen Zusammenhängen wird die Frage der semantischen Lebendigkeit z. B. in der folgenden Weise diskutiert: Nach Gibbs (1994) sind viele Idiome – auch solche, die herkömmlich als unanalysierbar gelten – analysierbar und in Komponenten zerlegbar: So ist z.B. ein Ausdruck wie *spill the beans* zunächst „analyzable“, „because *beans* refers to an idea or secret and *spilling* refers to the act of revealing the secret“ (ebd.:62), und solche Idiome sind sodann „decomposable“, „because each of their components obviously contributes to their overall figurative interpretations“ (ebd.) Das ist eine Argumentation, die durch experimentelle Studien gestützt wird. Dabei fragt sich allerdings, welche Relevanz die in Experimenten vielleicht erst 'erzeugte' Art von Lebendigkeit für die alltägliche Sprachpraxis haben kann.

In einem zweiten Schritt bringt Gibbs seine Analyse mit dem Metaphern-Konzept von Lakoff in direkten Zusammenhang: „[...] that idioms do not exist as separate semantic units within the lexicon, but actually reflect coherent systems of metaphorical concepts“ (ebd.:66). Das ist offenbar eine ganz andere Dimension der Argumentation, die zum nächsten Punkt führt.

(e) Im Rahmen der kognitiven Metapherntheorie spielt die Frage der Lebendigkeit von Idiomen, wie zu Beginn gesagt, eine zentrale Rolle. Die Diskussion um diese Theorie dreht sich weitgehend im Kreise, dasselbe Argument wird einmal so, einmal anders gewendet. Offensichtlich gibt es Idiome, die in das kognitive Metaphernkonzept 'passen', aber es gibt wohl ebenso viele, die unter synchroner Perspektive keine solche Motiviertheit aufweisen. D.h. Idiome können, aus linguistischer Sicht, weder als positive noch als negative Evidenz für die Existenz kognitiver Metaphern-Modelle gewertet werden. Da die sprachlichen Phänomene nur den Status von Oberflächen-Realisierungen der kognitiven Strukturen haben (sollen), ist ein unmittelbarer Schluss von der Sprache auf die Kognition von vornherein gar nicht möglich. Nach wie vor ungeklärt ist dabei, von 'wessen' Kognition denn überhaupt die Rede ist, mit anderen Worten: für welche Sprecher bzw. Sprechergruppen die Lebendigkeit gelten soll, sodann: in welchem Verhältnis Diachronie und Synchronie in dieser Hinsicht stehen, schliesslich: wie sich universale und kulturspezifische Anteile zueinander verhalten.

Sicher ist es richtig, dass Idiome von muttersprachlichen Sprechern meist als transparent empfunden werden können, dass sie 'einen Sinn ergeben', dass die Metaphern oder Metonymien als plausibel empfunden werden. Doch ist dies in vielen Fällen nicht deshalb der Fall, weil die Idiome konzeptuelle Metaphern abbilden, sondern weil einem die Bedeutung, die man *gelernt* hat, plausibel vorkommt. Hätte man eine andere gelernt, würde man versuchen, auch dieser eine plausible Motivation zuzuschreiben. Keysar und Bly (1999) z.B. verfolgen diesen Gedanken am Beispiel des Ausdrucks *keep someone or something at arm's length* ('eine gewisse Distanz zu jmdm. wahren', *Großwörterbuch Englisch* unter „arm“). In der Sichtweise von Lakoff würden hier die metaphorischen Konzepte INTIMACY IS PHYSICAL CLOSENESS / SOCIAL HARM IS PHYSICAL HARM zur Geltung kommen.⁵ Keysar und Bly m.E. argumentieren völlig richtig, dass das Idiom auch etwas ganz anderes bedeuten könnte. Z.B. hängt es von der Interpretation der 'Armeslänge' ab, wie die Metapher verstanden werden kann. Ist Armeslänge nah oder fern? Das scheint interkulturell sehr verschieden zu sein.

⁵

Im Deutschen gibt es kein äquivalentes Idiom. *Duden GW* hat ein selbständiges Lemma „Armeslänge“ ('Länge eines Armes (als Entfernungs-, Maßangabe)', obwohl *Armeslänge* wohl nur noch in den adverbialen Ausdrücken *auf / um Armeslänge* vorkommt (vgl. die Beispiele in *Duden GW*: *sich jmdm. auf Armeslänge nähern, er war ihm um zwei Armeslängen voraus*). Jedenfalls wird *Armeslänge* wohl vorwiegend im konkreten Sinn einer Entfernungsangabe verwendet. Damit ist nichts über eine Bewertung dieser Entfernung gesagt, wie sie im engl. Idiom zum Ausdruck kommt.

Das deutsche Idiom *jmd. am steifen / ausgestreckten Arm verhungern lassen* bezieht seinen bewertenden Aspekt wohl eher durch die Komponente *steif* bzw. *ausgestreckt* und *verhungern lassen* als durch die bloße Entfernungsangabe. Die in *Duden 11* gegebenen Bedeutungsangaben sind entsprechend komplex: '1. auf jmdn., der in irgendeiner Weise von einem abhängig ist, durch Entzug von etw. über längere Zeit Druck ausüben, um dadurch zu erreichen, dass sich der Betreffende einer Forderung o.Ä nicht mehr widersetzt; 2. jmdm. die erwartete und nötige [finanzielle] Unterstützung versagen'.

An anderer Stelle (Burger 1998) habe ich die Emotionsmetaphorik in der Sicht von Lakoff u.a. diskutiert. Die HEISSE FLÜSSIGKEIT IM BEHÄLTER gilt im Englischen als metaphorisches Modell für ÄRGER. Im Deutschen muss man diese Deutung in zweifacher Hinsicht einschränken: Erstens ist das Modell ambivalent, insofern es in positive wie negative Richtungen und auch über den Bereich des Emotionalen (vgl. Witz, Liebenswürdigkeit) hinaus metaphorisch genutzt werden kann. Zweitens sind nicht alle Idiome, die in Lakoffscher Sicht in das Modell passen würden, auch in dieser Weise zu interpretieren: Ein Idiom wie *Dampf ablassen* 'seinem Aeger Luft machen, seine Wut abreagieren' würde zwar auch in das generelle Modell HEISSE FLÜSSIGKEIT IM BEHÄLTER passen, doch hat es seinen konkreten historischen Ausgangsbereich in der Technik, und man assoziiert heutzutage mit dem Ausdruck wohl am ehesten einen Dampfkochtopf oder einen unter Dampf stehenden Kessel. (*Duden* 11: „Gemeint ist, dass man Dampf entweichen lässt, damit der Druck sich verringert und der Kessel nicht explodiert.“) Man könnte hier allenfalls sagen, dass sich ein – relativ junger – Phraseologismus zwanglos in ein generelleres Modell einfügt. Ob das aber ausreicht, um ihn auch in dieser Weise kognitiv zu motivieren, möchte ich bezweifeln. Zudem weisen andere Ausdrücke mit *Dampf* (*Dampf drauf haben, jmdm. Dampf machen, unter Dampf stehen* usw.) in ganz andere Metaphorisierungsrichtungen, die nichts mit Emotionen, sondern eher mit menschlicher Tätigkeit, AKTIVITÄT zu tun haben und die sich zweifellos erst mit der Erfindung der Dampfmaschine herausgebildet haben.

Mir scheint es ratsam, die Rolle der kognitiven Strukturen für die Lebendigkeit von Idiomen nicht zu hoch zu veranschlagen. Es trägt sicherlich zur Lebendigkeit eines Idioms bei, wenn es in ein metaphorisches Modell passt, doch ist dies kaum eine notwendige und wohl auch keine hinreichende Bedingung für Lebendigkeit.

In Bezug auf die Punkte (a) bis (c) sieht man unter historischer Perspektive sehr gut, wenn ein Idiom die semantische Anschliessbarkeit verliert (vgl. Burger 1999 b). Besonders deutlich erkennbar ist dies bei Kinegrammen, bei denen die literale Lesart – im Falle eines lebendigen Kinegramms – einem faktischen nonverbalen Verhalten entspricht, z.B. *die Achseln zucken, den Kopf schütteln*. Der Ausdruck *die Hände über dem Kopf zusammenschlagen* symbolisiert ein Verhalten, das im 17. Jahrhundert noch praktiziert wurde, während es heutzutage wohl nur noch im Ausnahmefall real ausgeübt wird (vgl. die Bedeutungsangabe in *Duden* 11 'über etw. entsetzt sein' und die etymologische Herleitung „In dem sprachlichen Bild wird eine alte Gebärde des großen Staunens oder des Erschreckens festgehalten. [...]“

Aus Theatertexten des 17. Jahrhunderts lässt sich entnehmen, dass die Gebärde selbst noch gängig gewesen sein muss. Z.B. liest man bei Christian Reuter in der Bühnenanweisung zu *Die Ehrliche Frau zu Plißine* (I 8):⁶

(Schlägt die Hände über dem Kopffe zusammen) Je daß GOtt im hohen Himmel erbarm!

und im Dialogtext des gleichen Stückes (I 5):

Es sind ohn gefehr 3. Jahr/ so gieng sie im Hause herum und schlug die Hände immer über den Kopffe zusammen und sagte: Je daß GOtt im hohen Himmel erbarme.

Das Idiom war in älterer Zeit sicherlich insofern lebendiger, als es heute ist, weil die sprachliche Bedeutung durch eine nonverbale Praxis gestützt war. Hier handelt es sich auf den ersten Blick um einen singulären Fall. Doch könnte es durchaus sein, dass der gleiche Prozess – die Abnahme der Lebendigkeit – sich auch bei anderen Kinegrammen im gleichen historischen Kontext vollzogen hat. Dazu fehlen aber m.W. noch entsprechende Forschungen.

Klar ist aber z.B. bei den Idiomem mit der Komponente *Hals*, dass ein ganzes Feld dieselbe Art von Sprachwandel aufweist. Idiome mit der Komponente *Hals* waren im älteren Deutsch lebendig. Der Hals war nicht nur wegen seiner Bedeutung im Strafrecht ein stark symbolbelasteter Körperteil, sondern ihm wurde z.B. auch die wichtige Funktion der Sprachproduktion zugeschrieben. Die zahlreichen Idiome mit der Komponente *Hals* wurden in ihrer Lebendigkeit noch dadurch verstärkt, dass *Hals* auch in nicht-idiomatischen phraseologischen Verbindungen, also in wörtlicher Bedeutung, vorkam und dort z.B. in Kombination mit *Bein*, das ebenfalls wörtlich ('Knochen') zu verstehen war, z.B. in folgendem Beleg aus Christian Reuters *Schelmuffsky*:⁷

wo wären wir [...] alle beyde den Berg hinunter gepurtzelt und hätten Halß und Beine über unsere Schlägerey mursch entzwey gebrochen. (S. 176)

Auch heute noch ist *Hals* eine Komponente in zahlreichen Idiomem, doch wurde in einer ganzen Reihe von Ausdrücken die Komponente *Hals* durch ein anderes Wort ersetzt (vgl. Burger / Linke 1998:752). Der Ausdruck *sich den Hals brechen* ist zwar als Phraseologismus noch vorhanden,⁸ doch wohl kaum mehr in einem Satz

⁶ Christian Reuter: *Schlampampe Komödien (L'Honnête Femme Oder die Ehrliche Frau zu Plißine, La Maladie & la mort de l'honnete Femme. das ist: Der ehrlichen Frau Schlampampe Krankheit und Tod)*, hrsg. von Rolf Tarot. Reclam 8712-14, Stuttgart 1966, [1695/6].

⁷ Christian Reuter: *Schelmuffskys warhafftige curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und Lande*, hrsg. von Ilse-Marie Barth. Reclam 4343, Stuttgart 1964, [1696].

⁸ In *Duden 11* findet sich *jmdm. den Hals brechen* nur in übertragener Bedeutung 'jmdn. zugrunde richten, ruinieren'.

mit *Bein* kombinierbar. Die Wunschformel *Hals- und Beinbruch!* ist stark idiomatisiert,⁹ insofern man man jemandem Glück wünscht mit einer Formel, die wörtlich genommen das Gegenteil aussagt.

2.4. In Texten oder bei Befragungen zeigt das Idiom ein Spektrum von Variation.

Gewisse Indizien für Variation (zur phraseologischen Variation vgl. Burger 2000) liefern Wörterbücher. Schemann, *Deutsche Idiomatik* (1993), beispielsweise legt Wert darauf, die Variabilität der Idiome auch lexikographisch zu erfassen. So verzeichnet (S. 94) er als „Neologismen“ nacheinander (*keinen*) *Bock auf etw. haben, null Bock auf etw. haben, Bock haben, etw. zu tun, null Bock auf (gar) nichts / gar nix / haben, null Bock auf nichts* – offensichtliche Varianten eines Idioms, dessen Grundform aber nicht rekonstruiert wird. Solche Lemmatisierungen bleiben aber unverbürgt, solange sie nicht durch empirische Erhebungen gestützt sind.

Eine neue empirische Untersuchung dieser Art, die primär der arealen Geltung von Idiomen nachgeht, als ‘Nebenprodukt’ aber auch aufschlussreiche Ergebnisse zur individuellen Variation bietet, stammt von Elisabeth Piirainen (erste Resultate in Piirainen 2003). Sie hat (mittels schriftlicher Befragung von über 3000 Informanten in allen Regionen Deutschlands) z.B. die Idiome für den semantischen Bereich ‘sterben’ erhoben. Dabei ergab sich, dass die lexikographisch kodifizierte Form *sich die Radieschen von unten besehen* ‘tot sein’ nur eine unter vielen Formulierungen ist, die von den Befragten genannt wurden, und dabei keineswegs die häufigste. Dabei weist sowohl die nominale als auch die verbale Komponente (nicht aber das Adverbiale *von unten*) Varianten auf. Statt *Radieschen* kommen z.B. *Karotten, Kartoffeln, Petersilie* usw. vor, statt des Verbs *besehen* finden sich *betrachten, riechen, bestaunen* usw. Das ist zunächst ein areales Resultat, doch geben die Befragten sogar derartige Varianten für ihren eigenen individuellen Sprachgebrauch an. Die deutlich ‘motiviertere’ Metaphorik erlaubt hier einen individuellen Austausch von Komponenten, ohne dass das vorstellbare ‘Bild’ zerstört würde.

Eine neue Dissertation von Natalia Filatkina (im Druck) hebt ebenfalls die Wichtigkeit von Variation für die Lebendigkeit von Idiomen hervor (Kap. 2.3.2.4). In ihrer Fragebogenstudie zum Luxemburgischen forderte sie die Vpn. auf, zusätzlich zu den erfragten Items weitere Redensarten aus einem bestimmten semantischen Bereich (z.B. ‘klug’, ‘betrunken’) anzugeben. Dabei ergab sich für bestimmte Idiome ein Spektrum an Variation, z.B. *kee Roude vir a kee Rouden hannen hunn* ‘keinen Roten vor und keinen Roten hinten haben’ / *en huet kee Su vir a keen hannen* ‘er hat keine Centimes vor und keine hinten’ / *en huet vir an hannen näischt* ‘er hat vor und hinter nichts’ / *kee Su vir a kee Su hannen hunn* ‘keine Centimes vor und keine Centimes hinten haben’ – alle in der Bedeutung ‘sehr arm sein’.

⁹ *Duden* 11: *Hals- und Beinbruch!* ‘viel Glück!’ (Wunsch für jmdn., dem etw. Schwieriges oder Gefährliches bevorsteht).

Es ist offensichtlich, dass Variabilität etwas mit der semantischen Motivierbarkeit zu tun hat. Man kann vermuten, dass ein Ausdruck umso variabler ist, je deutlicher er motivierbar ist.

2.5. Das Idiom wird von Sprecherinnen / Sprechern als bekannt und gebräuchlich eingestuft.

Dies ist ein psycholinguistisches (oder 'kognitives') Kriterium, sofern man sich auf das Sprachwissen der Sprecher bezieht, ein soziolinguistischer Aspekt hingegen, sofern die Sprachverwendung, der Sprachgebrauch gemeint ist. Im Deutschen fehlt ein handlicher Oberbegriff: 'Bekanntheit' und 'Gebräuchlichkeit' fokussieren schon jeweils einen der beiden Aspekte.

Es ist zu unterscheiden zwischen passivem Kennen und aktivem Gebrauchen einerseits, individuellem und kollektivem Kennen und Gebrauchen andererseits.

Ich würde ein Idiom als besonders lebendig einstufen, wenn es sowohl passiv bekannt als auch aktiv gebraucht wird und wenn dies für die Sprachgemeinschaft bzw. grössere Teile von ihr gilt.

Annelies Häcki Buhofer und ich haben verschiedene empirische Untersuchungen zu diesen Fragen gemacht. Zunächst wurden Befragungen vorgenommen anhand von hochdeutschen Phraseologismen aus geschriebenen gedruckten Texten (Häcki Buhofer / Burger 1992 und 1994). Da die Fragebögen standardisiert waren und die Befragung schriftlich erfolgte, konnten relativ viele Vpn. (n = 295) befragt werden. Es handelte sich um grösstenteils jüngere Vpn., im Kontrast mit einer Gruppe von 40- und 50jährigen. Die Vpn. wurden in Bezug auf 63 Phraseologismen befragt, ob sie diese Ausdrücke kennen, ob sie sie selber brauchen und wie sie sie stilistisch einordnen. Die Items wurden mit und ohne Kontext dargeboten, wobei als Kontext Originalausschnitte aus gängigen Texten der Medien und der Belletristik gewählt wurden, von dieser Art:

Zum ersten Mal keimt in Mary Ann der Gedanke auf, daß sie zu forsch war, zu leichtsinnig. Sie muß an ihren Vater denken, an seine Warnungen, die sie in den Wind geschlagen hat.

Die Ergebnisse zeigen u.a. eine klare Abstufung der Lebendigkeit nach Altersgruppen. Die jüngeren Vpn. kennen signifikant weniger von den dargebotenen Idiomem als die älteren.

Eine spätere Untersuchung (Burger 1996 b und 1999 a) betraf die Helvetismen, also die standardsprachlichen, aber in ihrer Gebräuchlichkeit auf die deutsche Schweiz begrenzten Ausdrücke. Die Items wurden Wörterbüchern und Sammlungen entnommen, also nicht realen Texten, und die Befragten waren Studierende. Dabei ergab sich, dass eine grosse Anzahl der vorgelegten Idiome den Vpn. nicht mehr bekannt war.

In den letzten Jahren haben meine Studierenden Befragungen zu Schweizer Dialekten vorgenommen (vgl. Burger 2002). Für die Auswahl und Präsentation der Items wurden Informationen der für die jeweilige Mundart der Vpn. relevanten Mundartwörterbücher verwendet. Diese Befragungen wurden schriftlich durchgeführt, aber im einzelnen mit verschiedenen Methoden. Z.B. bei der Frage nach der Bedeutung wurden einerseits multiple-choice-Vorgaben verwendet, andererseits mussten die Vpn. die Bedeutung selbst paraphrasieren. In einer Untersuchung mit 137 Vpn. (verschiedener Altersgruppen) ergaben sich, auf die ganze untersuchte Population bezogen, folgende Beispiele für unterschiedlichen Grad an Lebendigkeit (von I zu III zunehmende Lebendigkeit):

- I *Si hät em en Haas i d Chuchi geschickt* „Sie hat ihm einen Hasen in die Küche geschickt“ ‘sie hat ihm einen Vorteil verschafft’
(keine Vp. kennt das Item)
- II *Er macht s Chalb mit ere* „Er macht das Kalb mit ihr“ ‘er albert mit ihr herum’
(Kenntnis über 90 %, Gebrauch knapp 70 %)
- III *Er hät en Vogel* „Er hat einen Vogel“ ‘er ist verrückt’
(Alle 137 kennen das Item, davon benutzen es 92 %)

Seit den Tagen der frühen Soziolinguistik ist man vorsichtig geworden mit Test-Aufgaben, die von den Vpn. aktive verbale Leistungen verlangen, vor allem wenn sie schriftlicher Art sind. Die Erfahrungen mit der Paraphrasierung von Mundart-Idiomen sind noch nicht sehr gross, aber bisher durchwegs erstaunlich positiv. Die Vpn. sind in der Regel – auch bei geringerer Bildung – sehr wohl imstande, brauchbare Bedeutungsbeschreibungen zu liefern, u.U. sogar in pragmatischer Hinsicht genauere Beschreibungen, als man sie im Wörterbuch finden würde.

Wenn man den Vpn. die Möglichkeit gibt, selber Bedeutungsangaben zu formulieren, so lässt sich in den verschiedenen Befragungen beobachten, dass häufig andere Idiome, manchmal sogar eine ganze Reihe für ein und dasselbe Item, als Bedeutungsangabe angeboten werden. Dieses Verfahren, das in der Lexikographie natürlich keinen Sinn haben würde, ist hier durchaus aufschlussreich: Es deutet daraufhin, dass den Vpn. in dem betreffenden semantischen Bereich phraseologische Alternativen zur Verfügung stehen, dass der Bereich phraseologisch offenbar dicht besetzt ist. Beispielweise wird auf den Stimulus „Er hät en Vogel“ häufig mit anderen Idiomen geantwortet (z.B. vom hochdt. Typ „jmd. hat nicht alle Tassen im Schrank“). Dieser onomasiologische Aspekt kann als Indiz nicht nur für die Lebendigkeit einzelner Idiome, sondern für die Lebendigkeit eines ganzen phraseologischen Feldes gelten.

Generell zeigt sich bei allen von uns durchgeführten Befragungen, dass jüngere Vpn. weniger Phraseologie kennen als ältere. Bei den Befragungen anhand von Lexikon-Material ist die Begründung relativ klar: Lexika enthalten offenbar viel veraltetes oder veraltendes Material, das von Auflage zu Auflage ungeprüft weitergegeben

wird. Das gilt besonders für Mundart-Wörterbücher, denen häufig gerade die Pflege der 'alten' Mundart am Herzen liegt, die also eine dezidiert konservative Tendenz haben. Weniger plausibel sind die Befunde in Bezug auf die Untersuchung mit Material aus heutigen Texten, also z.B. Zeitungstexten, denen alle Altersgruppen täglich begegnen. Hier kommen zwei Deutungen infrage:

Entweder handelt es sich auch hier um Sprachwandel, in dem Sinne, dass die jüngeren Generationen weniger Phraseologie kennen und gebrauchen als die älteren und dass damit ein Teil der 'traditionellen' Phraseologie im Aussterben begriffen ist. Oder wir haben ein Indiz für lebensgeschichtliche Prozesse vor uns, insofern man die traditionelle Phraseologie erst im Laufe der späteren Lebensgeschichte kennen und gebrauchen lernt.

Im Falle der ersten Deutung muss man sich fragen, ob die traditionelle Phraseologie bei der jüngeren Generation durch eine neue Phraseologie kompensiert wird. Hier könnte man fragen, ob sich in der Jugendsprache Anzeichen dafür finden lassen. Die vorliegenden Arbeiten (z.B. Androutsopoulos 1998) zeigen zwar, dass es in der Jugendsprache neue Phraseologismen gibt. Doch handelt es sich zu einem grossen Teil um kreative Neu- und Weiterbildungen zu bereits bekannten Mustern (vgl. die Beispiele in 2.2).

Die zweite Deutung wird durch Beobachtungen gestützt, wie sie in Häcki Buhofer (2003) formuliert sind: In Untersuchungen, die sie mit schweizerdeutschen Idiomem durchgeführt hat, ergaben sich neben linearen auch U-förmige Verteilungen, d.h. dass bei einer Dreiteilung der Altersgruppen die mittlere Altersgruppe höhere (oder auch niedrigere) Werte hat als die jüngere und die ältere. Auch bei den oben zitierten Befragungen traten solche Verteilungen auf. U-förmige Verteilungen finden sich vorzugsweise im Spracherwerb, der entgegen landläufigen Ansichten keineswegs linear verläuft. Bei Untersuchungen mit dem ganzen Altersspektrum könnten sie auf stärker individuelle, lebensgeschichtliche Entwicklungen bei den Sprachteilhabern hindeuten: Die mittlere Altersgruppe hat einen möglicherweise 'selbstbewussteren' Umgang mit Sprache allgemein und Idiomem im besonderen. In ihrer neuen Untersuchung, die allerdings nur mit einer kleinen Zahl von Vpn. ($n = 15$) durchgeführt wurde, weist die mittlere Generation ein besseres Verständnis der schweizerdeutschen Idiomem auf als die ältere und die jüngere Gruppe (Häcki Buhofer 2003:290). Der auffallendste Befund ist: Die mittlere Gruppe bezieht die Bedeutungen „aus verschiedenen Bereichen und konstruiert Bedeutungen aktiv. Ihre Antwortkonstellation zeugt von Selbstbewusstsein im Umgang mit dem erfragten Wortschatz“ (ebd.).

Schliesslich bleibt noch darauf hinzuweisen, dass Lebendigkeit sich nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ fassen lässt. Das zeigt sich z.B. bei offenen Fragen zur Bedeutung eines Idioms. Die oben erwähnten Befragungen zur Mundart-Phraseologie belegen dies. Besonders deutlich wurde dieser Aspekt in einer soeben durchgeführten, von Peter Zürcher und mir konzipierten kleinen Pilotstudie in einer Walser

Gemeinde (Obersaxen). Dort hat eine Studentin eine Intensivbefragung gemacht mit 16 Vpn. zu 22 Phraseologismen, die in der Dissertation von Leo Brun (1919) besprochen werden. Es ist aufgrund des verwendeten Materials zu erwarten, dass die Lebendigkeit der untersuchten Idiome abnimmt, je jünger die Vpn. sind. Abnehmende Lebendigkeit zeigt sich bei der intensiven Befragung auch in abnehmender Genauigkeit der Bedeutungsangaben: Die Älteren geben z.B. bei einzelnen Idiomen sehr genaue pragmatische Angaben, wie sie sich bei den Jüngeren nicht mehr finden: Z.B. zu *Barakke mache* gibt ein Mann, Jg. 1931, an: „ein Festchen machen, ein bisschen herumsaufen, es müssen mindestens zwei sein, das ist, wenn ohne ein grosses Fest etwas gefestet wird“. Daneben finden sich simplere Umschreibungen wie „saufen“, „einen Rausch haben“ oder „ein Fest machen“. Besonders genaue Angaben können die älteren Leute über die Motivation geben, wenn der Phraseologismus Bezeichnungen von Sachkultur enthält. Z.B. sagt ein Mann mit Jahrgang 1942 zu *mit der Brogga gaa*: „Das haben wir früher gesagt, wenn ein Bub zu einem Bauern ging und der ist dann davongelaufen. Die Brogga war ein Kübeli, wo die Brogga drin war, das Essen.“ Man vermutet auch, dass kulturelle Veränderung zum Aussterben des Idioms führt: „Zusammenpacken und gehen, die Ware packen und von der Stelle fortgehen. Das wird heute auch noch gebraucht, aber nicht mehr so oft. Knechte, die über die Saison kommen und weglaufen könnten, sind auch seltener geworden“ (ein Mann, Jg. 1931).

Ähnlich aufschlussreiche Angaben zur Sachkultur, die das Idiom motiviert, finden sich zum Ausdruck *Värschäidnis littä*:

Die Totenglocke läuten. Man hat da Unterschiede gemacht. Die grosse Glocke wurde dreimal für den Mann geläutet, mit Unterbrüchen. Die mittlere Glocke wurde für die Frau zweimal geläutet und einmal die kleine für ein Kind. Heute wird die grosse Glocke für den Mann dreimal geläutet, mit Unterbrüchen, dann zweimal mit Unterbrüchen für die Frau und einmal für ein Kind. Man braucht nur noch die grosse Glocke. Die Glocke wird in Obersaxen am Tag vor der Beerdigung geläutet.

Das sagt ein Mann mit Jahrgang 1931. Ein jüngerer Mann (Jg. 1953) betont „Das wird geläutet, wenn jemand stirbt, da ist man hier knallhart, das ist aber nicht diskriminierend zu verstehen, wenn für Männer anders geläutet wird als für Frauen.“ Nicht alle sind sich aber so sicher, ob das heute auch noch so gemacht wird. Bei den Angaben zur Sachkultur werden gern auch Anekdoten mitgeliefert, wie in dieser Bemerkung einer Frau (Jg. 1936): „Einer sagt, wenn ein Armer gestorben ist, läuten wir mit zwei Glocken. Wenn nun ein Reicher gestorben ist, läuten wir mit allen Glocken. Fragt der andere: Wieviele Glocken habt ihr denn? Sagt der erste: zwei!“

Wir haben sowohl bei den Befragungen an hochdeutschem wie an mundartlichem Material nach den Begründungen gefragt, warum man einen Ausdruck, den man kennt, selber nicht gebraucht. Ein Befund zieht sich durch alle Befragungen hindurch: Die Motivierbarkeit spielt für den Gebrauch bzw. die Selbsteinschätzung des Gebrauchs eine Rolle. Ausdrücke, die nicht mehr subjektiv motivierbar sind (was

nicht heisst: etymologisch richtig motivierbar), sind Kandidaten für das Aussterben. Noch konkreter spielen die Bildspendebereiche als Motivationsbasis eine wichtige Rolle: Ausdrücke mit nicht mehr aktuellen Bildbereichen werden von den Jüngeren tendenziell nicht mehr gebraucht, sowohl hochdeutsch wie dialektal (JAGD – *einen Bock schiessen*; TIERE, die nicht als heutige Haustiere gelten können, z.B. die Ziege in *das schläckt e kä Gäiss ewägg* 'daran ist nichts zu ändern').

Hier zeigt sich ein offenkundiger Zusammenhang zwischen den psycholinguistischen (bzw. kognitiven) und semantischen Aspekten der Lebendigkeit, eventuell auch ein Zusammenhang mit historischen Prozessen, die sich vor unseren Augen abspielen.

In Zukunft werden neben Befragungen auch korpuslinguistische Studien Aufschlüsse über die Lebendigkeit von Idiomen geben können. In Bezug auf geschriebene Korpora der Standardsprache stehen Untersuchungen zur Phraseologie erst in den Anfängen. Korpora zum Schweizerdeutschen als gesprochener Sprache gibt es noch nicht (bzw. nur so kleine, dass sie keine Frequenzaussagen zulassen) und wird es wohl auch nie geben. Korpora können sicherlich zusätzliche Auskunft geben über den Aspekt der Variation (vgl. oben 2.4.). Inwieweit sie allerdings Aussagen zur Gebräuchlichkeit von Idiomen erlauben, scheint mir noch unklar. Befragungen haben zwar offenkundige Nachteile, aber doch auch den Vorteil, dass man Anhaltspunkte zu den psycholinguistischen und soziolinguistischen Hintergründen des Sprachgebrauchs erhält, zu denen Korpora keine oder nur wenig Auskunft geben können.

3. Gewichtung der Kriterien

Die abschliessende Frage ist nun, in welchem Verhältnis die besprochenen Aspekte zueinander stehen, ob man sie eventuell in eine hierarchische Reihenfolge bringen kann.

Dobrovolskij (1995:50ff.) unterscheidet „Gebräuchlichkeit“ von „Lebendigkeit“. „Gebräuchlich“ bezieht sich bei ihm auf den Sprachgebrauch, „lebendig“ (oder „mental präsent“) auf das Sprachbewusstsein (den kognitiven Aspekt). Die „lebendigen“ Idiome werden sodann subklassifiziert in „geläufige“ (das ist der Kern des Typs, nämlich diejenigen die man kennt und gebraucht) und „bekannte“ (das ist die Peripherie des Typs, der die eher seltenen Ausdrücke zugeordnet werden – die man noch kennt, aber nicht mehr gebraucht). Hier findet eine implizite Gewichtung statt: „Lebendig“ ist primär das, was kognitiv lebendig oder „mental präsent“ ist. Die Frage nach Kennen und Gebrauchen ist demgegenüber zweitrangig. Diese Sehweise ist eine Folge einer – wie ich meine – grundsätzlichen Unentschiedenheit der kognitiven Linguistik gegenüber der Frage, wo denn die „mentale Präsenz“ anzusiedeln sei: im Individuum oder in einem kollektiven Sprachwissen. Ich halte es für richtiger, das

Verhältnis umzukehren: In einem vernünftigen Sinn kann man von 'lebendig' nur sprechen, wenn das Idiom in der Sprachgemeinschaft geläufig ist. Das heisst nicht, dass es besonders frequent sein muss (Idiome sind in Korpora nicht frequent), aber es muss bekannt sein und gebraucht werden. Es heisst auch nicht, dass es in der ganzen Sprachgemeinschaft geläufig sein muss (was natürlich der Idealfall wäre). Aber es muss zumindest in bestimmten, soziolinguistisch fassbaren Gruppen geläufig sein. Insofern ist dieses Kriterium den anderen vor- und übergeordnet. Sicherlich kann man als Grenzfall durchaus annehmen, dass ein Phraseologismus für einen individuellen Sprecher lebendig ist, d.h. dass er ihn kennt und auch gebraucht, aber dass alle anderen Sprecher ihn zwar noch kennen, aber nicht mehr gebrauchen. (Wenn alle anderen ihn nicht einmal mehr kennen würden, macht es für die übrigbleibende Person keinen Sinn mehr, ihn zu gebrauchen.)

Das blosses Kennen (also passive Kennen), ohne Gebrauchen, ist als eine eingeschränkte Form von Lebendigkeit zu betrachten. Man gebraucht nur solche Idiome, die man auch kennt (das Gegenteil ist sicher der Ausnahmefall), aber man gebraucht nicht alle auch selber, die man kennt. Bezogen auf eine ganze Sprachgemeinschaft kann eine solche eingeschränkte Lebendigkeit vorliegen bei veralteten Ausdrücken, die manche noch kennen, die aber niemand mehr gebraucht.

Das Kriterium der Motivierbarkeit (3) dient in besonderem Masse zur Verstärkung der Lebendigkeit. Als Symptom für Motivierbarkeit kann die Variabilität gelten. Sie lässt sich als eine phänomenologische Erscheinungsform der internen Prozesse auffassen, die sich beim Motivieren des Idioms abspielen.

Die strukturellen Aspekte (1) und (2) schliesslich können als Stütze für die semantische sowie die psycho- und soziolinguistische Lebendigkeit betrachtet werden. Man wird als Fazit festhalten können, dass es sich bei den Kriterien (3), (4) und (5) um starke, bei (1) und (2) um schwächere Bedingungen handelt. Obligatorisch ist – aus linguistischer Perspektive – nur das Kriterium (5).

In dieser Problemskizze konnten nur Vermutungen über das Verhältnis der Kriterien zueinander formuliert werden. Offen bleibt vor allem die Frage, ob zwischen den Kriterien kausale Zusammenhänge angenommen werden können, ob beispielsweise strukturelle Lebendigkeit die Folge semantischer Lebendigkeit ist oder ob strukturelle und semantische Lebendigkeit zu vermehrter Kenntnis und Gebräuchlichkeit führen. Vielleicht wird die künftige Forschung zeigen, dass es sich eher um zirkuläre als um monodirektional-kausale Abhängigkeiten handelt.

4. Literatur

- Androutsopoulos, Jannis K. (1998): *Deutsche Jugendsprache. Untersuchungen zu ihren Strukturen und Funktionen*. Frankfurt am Main.
- Brun, Leo (1918): *Die Mundart von Obersaxen im Kanton Graubünden*. Frauenfeld.
- Burger, Harald (1996 a): „Phraseologie und Metaphorik“. In: E. Weigand, F. Hundsnurscher (Hrsg.): *Lexical Structures and Language Use*. Bd. 2, Beiträge zur Dialogforschung 10. Tübingen, S. 167-178.
- Burger, Harald (1996 b): „Zur Phraseologie des Schweizerhochdeutschen“. In: Jarmo Korhonen (Hrsg.): *Studien zur Phraseologie des Deutschen und des Finnischen II, Studien zur Phraseologie und Parömiologie* 10. Bochum, S. 461-488.
- Burger, Harald (1998): „Idiom and Metaphor – Their Relation in Theory and Text“. In: Peter Ďurčo (Hrsg.): *Europhras '97*. Bratislava, S. 30-36.
- Burger, Harald (1999 a): „Helvetismen in der Phraseologie – Vorkommen und stilistische Funktionen“. In: D. Hartmann (Hrsg.): *„Das geht auf keine Kuhhaut“ – Arbeitsfelder der Phraseologie*, Studien zur Phraseologie und Parömiologie. Bochum 1998, S. 49-80.
- Burger, Harald (1999 b): „Problembereiche einer historischen Phraseologie“. In: Wolfgang Eismann (Hrsg.): *Europhras 95. Europäische Phraseologie im Vergleich: Gemeinsames Erbe und kulturelle Vielfalt*, Studien zur Phraseologie und Parömiologie 15. Bochum, S. 79-108.
- Burger, Harald (2000): „Konzepte von 'Variation' in der Phraseologie“. In: Annelies Häcki Buhofer (Hrsg.): *Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Festschrift für Heinrich Löffler*. Tübingen, Basel, S. 35-51.
- Burger, Harald (2002): „Dialektale Phraseologie – am Beispiel des Schweizerdeutschen“. In: Tapani Piirainen, Elisabeth und Ilpo (Hrsg.): *Phraseologie in Raum und Zeit. Akten der 10. Tagung des Westfälischen Arbeitskreises „Phraseologie / Parömiologie“ (Münster, 2001)*. Baltmannsweiler, S. 11-29.
- Burger, Harald (im Druck): „Phraseologie (und Metaphorik) in intertextuellen Prozessen der Massenmedien“. In: Christine Palm Meister (Hrsg.): *Europhras 2000. Internationale Tagung zur Phraseologie vom 15.-18. Juni 2000 in Aske / Schweden*, Stauffenburg Linguistik 25.
- Burger, Harald, Angelika Linke (1998): „Historische Phraseologie“. In: Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, 2. Auflage, 1. Teilband. Berlin, New York, S. 743-755.
- Dobrovolskij, Dmitrij (1995): *Kognitive Aspekte der Idiom-Semantik. Studien zum Thesaurus deutscher Idiome*. Tübingen.
- Dobrovolskij, Dmitrij (1997): „Idiome in kognitiver Perspektive: zur Begriffsbestimmung“. In: Mariann Skog-Södersved (Hrsg.): *Ethische Konzepte und mentale Kulturen I*. Umeå 1997, S. 16-57.
- Dobrovolskij, Dmitrij (2003): „Cognitive Theory of Metaphor and Idiom Semantics“. In: Harald Burger, Annelies Häcki Buhofer, Gertrud Gréciano (Hrsg.): *Flut von Texten – Vielfalt der Kulturen – Ascona 2001 zur Methodologie der Phraseologie*. Phraseologie und Parömiologie 14. Baltmannsweiler, S. 143-153.
- Duden 11 = Duden Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik*. Zweite Auflage 2002. Mannheim.

- Duden Oxford = Duden Oxford. Großwörterbuch Englisch.* 2. Auflage 1999. Mannheim et al.
- Filatkina, Natalia A. (im Druck): *Phraseologie des Luxemburgischen. Empirische Untersuchungen zu strukturellen, semantisch-pragmatischen und bildlichen Aspekten.* Diss. Bamberg.
- Fillmore, Charles, Paul Kay, Mary Catherine O'Connor (1988): „Regularity and idiomaticity in grammatical constructions. The case of *let alone*“. In: *Language* 64, S. 501-538.
- Fleischer, Wolfgang (1997): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache.* 2. Aufl. Tübingen.
- Gibbs, Raymond W. (1994): „Why idioms are not dead metaphors“. In: C. Cacciari, P. Tabossi (Hrsg.): *Idioms, processing structure and interpretation.* New Jersey, S. 57-77.
- Häcki Buhofer, Annelies, Harald Burger (1992): „Gehören Redewendungen zum heutigen Deutsch?“ In: *Fremdsprachen lehren und lernen (Flul)* 21, S. 11-32.
- Häcki Buhofer, Annelies, Harald Burger (1994): „Phraseologismen im Urteil von Sprecherinnen und Sprechern“. In: Barbara Sandig (Hrsg.): *Europhras 92. Tendenzen der Phraseologieforschung*, Studien zur Phraseologie und Parömiologie 1. Bochum, S. 1-33.
- Häcki Buhofer, Annelies (2003): „Psycholinguistik der lexikalischen Lebendigkeit: Phraseologismenkenntnis in verschiedenen Lebensaltern am Beispiel einiger schweizerdeutscher Phraseologismen“. In: Annelies Häcki Buhofer (Hrsg.): *Spracherwerb und Lebensalter.* Tübingen und Basel, S. 279-292.
- Hemmi, Andrea (1994): „*Es muß wirksam werben, wer nicht will verderben*“. *Kontrastive Analyse von Phraseologismen in Anzeigen-, Radio- und Fernsehwerbung*, Zürcher Germanistische Studien 41. Bern.
- Jackendoff, Ray (1997): *The Architecture of the Language Faculty.* The MIT Press. Linguistic Inquiry Monographs 28. Cambridge, Mass.
- Keysar, Boaz, Bridget Martin Bly, (1999): „Swimming against the current: Do idioms reflect conceptual structure?“ In: *Journal of pragmatics* 31, S. 1559-1578.
- Lakoff, George (1993): „The contemporary theory of metaphor“. In: A. Ortony (Ed.): *Metaphor and thought*, 2nd edition. Cambridge, S. 202-251.
- Mejri, Salah (1997): *Le figement lexical. Descriptions linguistiques et structuration sémantique.* Tunis.
- Piirainen, Elisabeth (2003): „Areale Aspekte der Phraseologie: Zur Bekanntheit von Idiomen in den regionalen Umgangssprachen“. In: Harald Burger, Annelies Häcki Buhofer, Gertrud Gréciano (Hrsg.): *Flut von Texten – Vielfalt der Kulturen – Ascona 2001 zu neuen Fragen und Methoden der Phraseologie*, Phraseologie und Parömiologie 14. Baltmannsweiler, S. 117-128.
- Schemann, Hans (1993): *Deutsche Idiomatik: die deutschen Redewendungen im Kontext.* Stuttgart.
- Zifonun, Gisela, Ludger Hoffmann, Bruno Strecker (1997): *Grammatik der deutschen Sprache.* 3 Bde. Berlin, New York.